

MM 16

Zur Dialektik des Takts. - Goethe, der deutlich der drohenden Unmöglichkeit aller menschlichen Beziehungen in der heraufkommenden Industriegesellschaft sich bewusst war, hat in den Novellen der Wanderjahre versucht, den Takt als die rettende Auskunft zwischen den entfremdeten Menschen darzustellen. Diese Auskunft schien ihm eins mit der Entsagung, mit Verzicht auf ungeschmälerte Nähe, Leidenschaft und ungebrochenes Glück. Das Humane bestand ihm in einer Selbsteinschränkung, die beschwörend den unausweichlichen Gang der Geschichte zur eigenen Sache machte, die Inhumanität des Fortschritts, die Verkümmernng des Subjekts. [...]

Hat doch Takt seine genaue historische Stunde. Es ist die, in welcher das bürgerliche Individuum des absolutistischen Zwangs ledig ward. Frei und einsam steht es für sich selber ein, während die vom Absolutismus entwickelten Formen hierarchischer Achtung und Rücksicht, ihres Ökonomischen Grundes und ihrer bedrohlichen Gewalt entäußert, gerade noch gegenwärtig genug sind, um das Zusammenleben innerhalb bevorzugter Gruppen erträglich zu machen. [...]

Diese ist nun unrettbar verfallen und lebt fort nur noch in der Parodie der Formen, einer willkürlich ausgedachten oder erinnerten Etikette für Ignoranten, wie ungebetene Ratgeber in Zeitungen sei predigen, während das Einverständnis, das jene Konventionen zu ihrer humanen Stunde tragen mochte, an die blinde Konformität der Autobesitzer und Radiohörer übergegangen ist. Das Absterben des zeremoniellen Moments scheint zunächst dem Takt zugute zu kommen. Er ist von allem Heteronomen, schlecht Auswendigen emanzipiert, und taktvolles Verhalten wäre kein anderes als eines, das sich allein nach der spezifischen Beschaffenheit eines jeglichen menschlichen Verhältnisses richtet. Solcher emanzipierte Takt jedoch gerät in Schwierigkeiten wie der Nominalismus allerorten. Takt meinte nicht einfach die Unterordnung unter die zeremoniale Konvention: die gerade haben alle neueren Humanisten unablässig unter Ironie gestellt. Die Leistung des Takts war vielmehr so paradox wie sein geschichtlicher Standort. Sie verlangte die eigentlich unmögliche Versöhnung zwischen dem unbestätigten Anspruch der Konvention und dem ungehörigen des Individuums. Anders als an jener Konvention ließ Takt gar nicht sich messen. [...]

Takt ist eine Differenzbestimmung. [...]

Die Frage nach dem Befinden, nicht länger von Erziehung geboten und erwartet, wird zum Ausforschen oder zur Verletzung; das Schweigen über empfindliche Gegenstände zur leeren Gleichgültigkeit, sobald keine Regel mehr angibt, worüber zu reden sei und worüber nicht. Die Individuen beginnen denn auch, nicht ohne Grund, auf Takt feindselig zu reagieren: eine gewisse Art der Höflichkeit etwa lässt sie nicht sowohl als Menschen angesprochen sich fühlen, als dass sie in ihnen die Ahnung des unmenschlichen Zustands erweckt, in welchem sie sich befinden, und der Höfliche läuft Gefahr, für den Unhöflichen zu gelten, weil er von der Höflichkeit wie von einem überholten Vorrecht noch Gebrauch macht. Schließlich wird der emanzipierte, rein individuelle Takt zur bloßen Lüge. Was von ihm im Individuum heute eigentlich getroffen wird, ist, was er angelegentlich verschweigt, die tatsächliche und mehr noch die potentielle Macht, die jeder verkörpert. [...]

MM 55

Darf ich's wagen. - Wenn der Dichter mit Schnitzlerschen Reigen dem süßen Mädels, das als das freundliche Gegenteil einer Puritanerin vorgestellt wird, zärtlich sich nähert, sagt sie: »Geh, willst nicht Klavier spielen?« Weder kann sie über den Zweck des Arrangements mit Ungewissen sein, noch leistet sie eigentlich Widerstand. Ihre Regung führt tiefer als die konventionellen oder psychologischen Verbote. Sie bekundet archaische Frigidität, die Angst des weiblichen Tiers vor der Begattung, die ihm nichts als Schmerz antut. Lust ist eine späte Errungenschaft, kaum älter als das Bewusstsein. Sieht man, wie Tiere zwanghaft, unter einem Bann, zusammenkommen, so durchschaut man den Satz »Wollust ward dem Wurm gegeben« als ein Stück idealistischer Lüge, zumindest was die Weibchen anlangt, denen die Liebe aus Unfreiheit widerfährt, und die sie nicht anders kennen, denn als Objekte der Gewalt. Etwas davon ist den Frauen, zumal denen des kleinen Bürgertums, bis in die spätindustrielle Ära hinein geblieben. Das Gedächtnis an die alte Verletzung lebt noch fort, während der physische Schmerz und die unmittelbare Angst durch Zivilisation behoben sind. Die Gesellschaft wirft die weibliche Hingebung stets wieder auf die Situation des Opfers zurück, aus der sie die Frauen befreite. Kein Mann, der einem armen Mädchen zuredet, mit ihm zu gehen, wird, solange er sich nicht ganz stumpf macht, das leise Moment des Rechts in ihrem Widerstreben verkennen, dem einzigen Prärogativ, welches die patriarchale Gesellschaft der Frau lässt, die, einmal überredet, nach dem kurzen Triumph des Nein sogleich die Zeche zu bezahlen hat. Sie weiß, dass sie als die Gewährende seit Urzeiten zugleich die Betrogene ist. Geizt sie jedoch darum mit sich, so wird sie erst recht betrogen. [...] Die eigene Lust hat zur Voraussetzung das schrankenlose sich Wegwerfen, dessen die Frauen um ihrer archaischen Angst willen so wenig mächtig sind wie die Männer in ihrer Aufgeblasenheit. Nicht bloß die objektive Möglichkeit - auch die subjektive Fähigkeit zum Glück gehört erst der Freiheit an.

MM 62

[...]

An allem Geist erscheint ein eitles Moment, sobald er sich darstellt, wird der Grund des Peinlichen offenbar. Es haftet am Kontemplativen, dem sich Zeitlassen, der wie immer auch gebrochenen *Predigtwissenschaft*, dem nachsichtig erhobenen Zeigefinger. Der kritische Gehalt der Gedanken wird dementiert vom Gestus des sich Verbreitens, der von staatsbehaltenden Professoren her vertraut ist. [...] In seinem Vortrag versteckt sich bei aller pointierten Humanität ein Gewaltsames: man kann es sich leisten, so zu reden, weil keiner den Meister unterbricht. Etwas von der Usurpation, die allem Dozieren und schon allem lauten Lesen inneohnt, ist in den luziden Periodenbau gedrungen, der so viel Muße für die ungemütlichsten Dinge reserviert.

Gisela von Wysocki

Wiesengrund Suhrkamp

Sprecherin (Seite 160)

Wiesengrund, mir gegenüber im Fahrstuhl. Seine Frage gibt sich unauffällig, macht sich klein. Wir stehen uns im vollbesetzten Fahrstuhl gegenüber. Er suche nach einer Erklärung, warum es in seinen Seminaren so wenige Wortmeldungen gebe.

Adorno (Lautsprecher)

»Es ist ja nicht so, dass meine Beiträge sich auszeichnen würden durch Gedankenarmut.« [...]

Sprecherin

Eben noch war es laut gewesen. Wie auf Knopfdruck brechen die Gespräche ab. Wiesengrunds Stimme ist, selbst wenn er sie senkt, tragfähig, unüberhörbar, weil überakzentuiert. Nun ist es mucksmäuschenstill, man will sich kein Wort entgehen lassen. So wie es aussieht, möchte Wiesengrund coram publico auf eine heikle Frage eine einleuchtende Antwort von mir haben.

Im Hörsaal habe ich ihre Gegenwart nicht weiter wahrgenommen. Jetzt sehe ich, dass man mich ins Visier genommen hat mit Augen, die wie optische Instrumente auf mich gerichtet sind. Die Augen sind in der Lage, meine Außenhaut zu durchdringen und mein Innerstes abzusuchen nach Zeichen einer namenlosen Unschlüssigkeit. Und sie haben ja Recht, Wiesengrunds Frage ist allein an mich gerichtet, ich bin gemeint. Sie läuft auf einen Anspruch hinaus. Einen Anspruch, der ein Versäumnis einklagt. Mein Versäumnis. Ich-hätte durch eigene Beiträge die Situation zu beleben und zu retten gehabt. Auf keinen Fall hätte ich gleichmütig zusehen dürfen, wie er vorn auf dem Podium sich ratlos gewunden und das Schweigen etwas Lähmendes

angenommen hat. Hätte nicht hinnehmen dürfen, dass er viel zu lange entgeistert auf seine maulfaule Zuhörerschaft herunterblickt und nicht weiß, was los ist.

Ja, dieses törichte Nichtbegreifen traue ich ihm zu. Er scheint sich in den einfachsten Dingen nicht auszukennen. Leicht hätte er sonst eine Erklärung für die betäubende Stille in seinem Hörsaal gefunden. Gewusst, warum ein öffentlich geführter Gedankenaustausch in seiner Nähe selten ist. Gleich werde ich mich für jedermann verständlich zu seiner Frage äußern. Gleich werde ich loslegen, beginnen mit ein, zwei Mutmaßungen, es wird sich mit Sicherheit ein überzeugender Einstieg finden lassen. Meine Gedanken sind ja schon ausgeschwärmt. Sie klappern beschleunigt ein paar Haltepunkte im Strom der Überlegungen ab. Stoßen dabei auf einen Wust von Möglichkeiten, auf erschreckend ungeordnete Verhältnisse. Ein Zuviel hier, da ein Zuwenig. Eine stürmisch sich anbahnende Blockade. Ein Pendel hat sich in meinem Kopf etabliert, das unentwegt seine Richtung wechselt. Sich verloren hat, ja wo? In einem Überangebot mentaler Modelliermasse, wo es von einem Einfall zum anderen geistert.

Es ist so still, dass man Atemzüge hören kann. Ich überschlage die Fahrzeit bis hinunter ins Parterre. Nicht mehr als zwei Minuten. Kaum Zeit für Erklärungsversuche, glücklicherweise. Ich ahne, dass ich einen mühsamen Weg zurückzulegen habe. Dass ich nach einem Ton suchen muss, der nichts von Anstrengung verraten darf, nichts von Verwirrtheit. In der dritten Etage muss der Fahrstuhl länger warten, es wird voll. Ich werde am besten mit einem Geständnis beginnen. Von Hindernissen und Klippen sprechen. Nicht gerade beflügelnd, aber unvermeidlich.

Zuerst einmal die vielfältigen Ablenkungen zur Sprache bringen, die meine Aufmerksamkeit immer wieder vom Wesentlichen abziehen. Beispielsweise der Hang, ihn, Wiesengrund, beim Sprechen, Dastehen und Aussehen zu beobachten.
[...]

Ich ahne, dass ich einen mühsamen Weg zurückzulegen habe. Dass ich nach einem Ton suchen muss, der nichts von Anstrengung verraten darf, nichts von Verwirrtheit. In der dritten Etage muss der Fahrstuhl länger warten, es wird voll. Ich werde am

besten mit einem Geständnis beginnen. Von Hindernissen und Klippen sprechen.
Nicht gerade beflügelnd, aber unvermeidlich.

Beamer

Theodor W. Adorno

Vier Gedichte von Stefan George für Singstimme und Klavier op. 1

1. Darfst du bei nacht und bei tag (aus *Der Siebente Ring*)

Lied 1

Darfst du bei nacht und bei tag
Fordern dein teil noch · du schatten ·
All meinen freuden dich gatten ·
Rauben von jedem ertrag?

Bringt noch dein saugen mir lust
Der du das erz aus mir schürftest ·
Der du den wein aus mir schlürftest -
Schaudr ich noch froh beim verlust?

Ob ich nun satt deiner qual
Mit meinen spendungen karge?
Zwing ich dich nieder im sarge ·
Treib ich ins herz dir den pfahl?

Beamer

Gisela von Wysocki

Wiesengrund Roman Suhrkamp

Sprecherin

Die Fahrstuhlür ist zugefallen. Noch drei Etagen bis zum Erdgeschoss. »Da ist zum Beispiel Ihr Sonnenhut«, so könnte ich fortfahren. Genauer gesagt, da ist seine breite, merkwürdig großflächig angelegte Krempe. Bei diesen Worten dürfte ich ehrlicherweise nicht stehen-bleiben, müsste mit der ganzen Wahrheit herausrücken.

„Mich beschäftigt Ihr aberwitziger Hut mehr als Hegels Phänomenologie des Geistes“, müsste ich sagen. Um dann mit einer Reihe von Beobachtungen zu beginnen. „Nur ein von sehr weither Gekommener zieht mit einem so sonderbaren Gebilde herum. Überall Dellen, Ausbuchtungen, kleine Risse. Wer sich einen solchen Hut auf den Kopf setzt, hat mit Zeitsprüngen zu tun. Mit dem Wechsel der Epochen, mit zurückgelassenen und wiedergefundenen Kontinenten. Dicht gewirktes Stroh in

einem Gelb, das ins Weiß hinüberspielt und oben auf dem Kopf wie ein Dach aufsitzt.«

Ohne nach links und rechts zu blicken, habe ich mich in Gedanken in das Hutthema verbissen, ich lasse es nicht mehr los, es kommt mir auf seine Weise plausibel vor. „Sie werden seine Merkwürdigkeit immer übersehen haben“, werde ich ganz direkt zu ihm sagen und ihm die Frage stellen, ob der Hut vielleicht für lange Zeit auf einer Ablage im Flur in Vergessenheit geraten ist. Oder ob er sich seine Dellen auf dem Weg nach Übersee geholt hat; schlecht gelagert in einem viel zu kleinen Koffer möglicherweise. Auf dem Podium, neben der Aktentasche liegend, sähe er abgenutzt, sogar leicht heruntergekommen aus. „So, als würde er die Darlegungen seines Besitzers illustrieren, der, neben ihm stehend, wortreich die abgewirtschafteten Restposten, die Konkursmasse des am Boden liegenden Europa begutachtet.“

Noch ist Platz im Fahrstuhl, eine Enklave, in der sich inzwischen ein stabiles Schweigen ausgebreitet hat. „Ganz davon abgesehen habe ich den Eindruck“, mit diesen Worten würde ich einen weiteren Gesichtspunkt ansteuern, »dass Ihre eigene ewige Frage nach Nähe oder Ferne, nach dem Abstand, in dem sich die Welt zu den Menschen befindet, für einen öffentlichen Gedankenaustausch wenig geeignet ist.« Ich stehe noch immer schweigend vor ihm, heimlich warte ich darauf, dass er mich durch eine wohlmeinende Bemerkung aus meiner Verlegenheit erlöst. Aber das tut er nicht. Er steht weiter erwartungsvoll da und begreift nicht, warum meine Antwort so lange auf sich warten lässt. Eine rebellische Regung bringt mich auf den Gedanken, mich zum Fürsprecher aller hier im Fahrstuhl versammelten Studenten zu machen und auszurufen: »Es scheint Ihnen vollkommen entgangen zu sein, wie viele unbeantwortete Fragen jeder von uns mit sich herumzuschleppen hat. Jeder fragt sich doch und keiner kann es beantworten, warum wir Ihnen zuhören wie im Taumel. In einem Zustand, bei dem die Entgeisterung vom Gefühl der Begeisterung kaum zu unterscheiden ist. Ihre Sätze sind Sägen. Im nächsten Augenblick klingen sie dann wieder so, als würden sich aus ihrer Mitte Formen, Formate wie Lebewesen abnabeln, die aus dem Nest gefallen sind. Abgespaltenes, Ausgeschlossenes, das nach einem Weg und nach Zusammenhängen sucht!«

Ein ausgesprochen unbrauchbarer, unerfreulicher Ort, so ein Fahrstuhl.
Möglicherweise gibt es überhaupt keinen wirklich geeigneten für die von mir erwartete Antwort. Letztendlich müsste ich auf Dinge zu sprechen kommen, die sich nach einem befremdlichen, peinlich in der Luft hängenden Innenleben anhören werden. „Mich lockt das Wie Ihrer Gedanken“, müsste ich sagen. „Ich beobachte die Art und Weise, in der Sie Ihre Überlegungen Stück für Stück hervorziehen aus einem Gedächtnisspeicher, der überläuft von allen möglichen Querverbindungen. Ich wüsste gern, wie Sie von dort aus die beispiellose Komposition Ihrer Gedanken bewerkstelligen.“

Der Fahrstuhl hat in diesem Moment das Aussehen einer Manege mit Publikum.

Beamer

Theodor W. Adorno

Vier Gedichte von Stefan George für Singstimme und Klavier op. 1

2. Wir schreiten auf und ab im reichen Flitter (aus *Das Jahr Der Seele*)

Lied 2

Wir schreiten auf und ab im reichen flitter
Des buchenganges beinah bis zum tore
Und sehen außen in dem feld vom gitter
Den mandelbaum zum zweitenmal im flore.

Wir suchen nach den schattenfreien bänken
dort wo uns niemals fremde stimmen scheuchten
In träumen unsre arme sich verschränken
Wir laben uns am langen milden leuchten

Wir fühlen dankbar wie zu leisem brausen
Von wipfeln strahlenspuren auf uns tropfen
Und blicken nur und horchen wenn in pausen
Die reifen früchte an den boden klopfen.

Beamer

Gisela von Wysocki

Wiesengrund Roman Suhrkamp

Sprecherin

Wie von einer Magnetonadel ausgerichtet, lauscht es in die Stille hinein. In diese Stille hineinzusagen, „Ich habe mehrfach den Versuch gemacht, mich in das Innere Ihres

Kopfes einzuschleichen“, ist gar nicht so einfach. Man gibt in diesem Moment zu erkennen, dass man es für denkbar hält, in einem Kopf wie in einem begehbaren Schrank herumzustiefeln. Oder wie in einem Laboratorium, das Aufschluss über die unentwegte Hervorbringung von Gedankengängen geben kann. „Sie sehen ja selbst“, könnte ich sagen, „wie sehr ich mich in Anspruch genommen fühle! Hineingezogen in das so dicht Gedachte, in einen Schub, ein Gefälle, in unstete Verhältnisse. Was hat so ein Gedanke, nachdem er mithilfe rasanter Verschaltungen aus unbrauchbar gewordenen Bündnissen, aus Umklammerungen herausgehauen wurde, nicht alles schon mitgemacht!“

Ich hätte es aussprechen müssen. Ich hätte damit herausrücken, klar zum Ausdruck bringen müssen, dass ich mich von einem vernünftigen Disput äonenweit entfernt fühle. Hängengeblieben in einer Reihe abwegiger Überlegungen. Seminaruntauglicher Fragen. Dass ich manchmal der irrigen Idee gefolgt bin, die Eigenart von Geistesblitzen erkunden zu wollen. Ich hatte mich zeitweilig sogar mit der Vorstellung von Denkarealen abgegeben. Das Kafka-, das Schönberg-, das 1789-, das Marx-Areal. Das Areal der Partituren, partienweise aufgeschlagen, abrufbereit. Hatte dann aber die Areale wieder fallengelassen und an ein übervolles Bild gedacht.

Ein Bild, eingefärbt von bunten Lichtgirlanden, ich kann es nicht anders sagen. Sogar von einem Zirkuszelt müsste ich sprechen. Zweite Etage, der Fahrstuhl hält.

Unter den neu Hinzugekommenen grüßt mich ein mir Unbekannter. Unter dem Dach eines Zirkuszeltens stellt man keine Fragen, man staunt. Man denkt: So schön kann Philosophie sein. Wenn ein Meister der Manege sie uns anträgt. Hegels dialektische Methode? Sie fühlen sich erinnert an die Tätigkeit eines Schneiders. Er trägt den Namen Buff. Was er morgens zusammennäht, trennt er abends wieder uff. Die vom Komponisten in Wirklichkeit gemeinte Musik? Sie fiel dem Zwölfjährigen zu, sagten Sie, wenn er zum ersten Mal vor dem Notenbild der Waldsteinsonate am Piano sitzt.

Stockend, zusammenhangslos, versuche er den weißen und schwarzen Tasten Musik zu entlocken. So werde er zum Zeugen ihrer stummen, nicht im Notenbild erscheinenden Natur. Die Liebe? Zu ihrem Tiefsten dringe der vor, der, so äußerten Sie sich in einer Vorlesung, vor Sehnsucht vergehend, in Monte Carlo unter dem Balkon einer Soubrette gestanden habe.

„Sie kommen daher mit Worten, die so tun, als würde es sich um eine reguläre, eine üblicherweise angewendete Sprache handeln.“ Tatsächlich wäre das vielleicht die beste Antwort, denke ich. Ihm vor Augen zu führen, dass man sich dem Wagnis des Gedankens nicht gleich, nicht auf Anhieb gewachsen fühlt. Man muss zuerst das pure Ereignis der Wörter selbst bewältigt haben. Um dann festzustellen, dass eins nicht ohne das andere ist. „Irgendeinen Wirkstoff, irgendeine Substanz haben Sie eingewoben in die Bewegung, mit der Sie uns Ihre Gedankenpakete zuwerfen. Im Fluge kommen sie auf mich zu, ich möchte sie auffangen, stehe unter dem Eindruck, etwas zu erfahren, das ich für abwegig und gleichzeitig einleuchtend, sogar für zwingend halte, ich gerate in einen Sog, in eine verwegene, fahrlässige Strömung, möchte mich davon frei machen, möchte begreifen, jetzt aber schon aus dem Blickwinkel eines Danach, verfange mich in einem Luftzug und überlasse mich der Anziehungskraft eines geradezu laotischen Begreifens durch Nichtbegreifen.“

In diesem Moment wird der Fahrstuhl überraschend von einem Stoß getroffen, es ruckelt im Gehäuse. Vermutlich ein Problem der Aufhängung, jedenfalls eine unerwartete Lebensäußerung der Mechanik. Wiesengrund hält mit einer Hand die Krempe seines Hutes fest. Wie ein Schild, der den Brustkorb schützt. Er ahnt nicht, dass ich ihn in diesem Moment für einen Widersacher halte.

Beamer

Theodor W. Adorno

Vier Gedichte von Stefan George für Singstimme und Klavier op. 1

3. Wir werden noch einmal zum lande fliegen

(aus Das Buch der Hängenden Gärten)

Lied 3

Wir werden noch einmal zum Lande fliegen
Das dir von früh auf eigen war:
Du musst dich an den Hals des Zelters schmiegen
Du drückst an seinen Zäumen den Rubin
In einer heißen Nacht und ohne fahr
Gelangst du hin.

Beamer

Gisela von Wysocki

Wiesengrund Roman Suhrkamp

Sprecherin

Ich möchte ihm, ihm ganz allein in die Schuhe schieben, in welches Drama mich seine Frage gestürzt hat. In welches Gestolper und Herumgestolche der Einfälle. In welche Scham, keine brauchbare Antwort gefunden zu haben. Und in welche Erbstheit. In diesem Moment stelle ich mir die Frage, ob er je darüber nachgedacht hat, welche Bürde er seinen Zuhörern auf die Schultern lädt. Wie sehr sie sich bemühen müssen, um vor den weitreichenden Eigentümlichkeiten seines Denkens zu bestehen. Wie sehr ihm auch jetzt jedes Gefühl dafür abgeht, welches Tohuwabohu er mit seiner Frage angerichtet hat.

Am liebsten würde ich in die Stille hinein zu ihm sagen: „Ein ernstzunehmender, gewissenhaft vorgehender Philosoph hat keine verstummt, um ihre Sprache gebrachten Studenten zu fürchten.“ Und wenn es dennoch so sein sollte, dann fragt er nicht danach, warum sie den Mund nicht aufkriegen, muss nicht auf Kosten anderer Leute in einem Fahrstuhl Informationen einholen. Er hat das Denken und Nachdenken studiert. Schließlich ist es sein Tätigkeitsbereich, seine Domäne, sich selber Gedanken zu machen und die richtigen Schlüsse daraus zu ziehen.

Es hilft alles nichts, allein wird er nicht darauf kommen. Wird nicht verstehen, dass man sich schwer damit tut, ungezwungen in die Hörsaalstille hinein eine Wortmeldung zu platzieren. Ein Geniestreich müsste sie schon sein, diese Wortmeldung, denkt man. Und kann den Knoten nicht zerschlagen. Man stellt sich vor, der beeindruckende Mann sei nur erreichbar für den, der es versteht, selber Eindruck zu machen. Schon sieht man anstelle des vorgesehenen, im Stillen entworfenen Beitrages ein Stück Holz vor sich, ein ungelinktes, ungefügtes Gebilde, vor dem man sich unwillkürlich wegducken möchte. Das Holzstück vollzieht seine unbeholfene Reise zum Podium hinauf, über die Köpfe der Anwesenden hinweg, die ohnehin niemals anders als ungeduldig einem Kommilitonenbeitrag zuhören. „Wer sich hier eingefunden hat“, so sollte ich fortfahren, „will es nicht mit seinesgleichen zu tun haben. Die vorwitzige Wortmeldung wird als Beeinträchtigung der Gesamtveranstaltung grämlich entgegengenommen. Sie nimmt sich im Regelwerk Ihrer hochtourigen Ausführungen wie ein unerwarteter Störfall aus, der Ihnen, dem

Mann auf dem Podium, in die Parade fährt. Ein Defekt, der das Tempo verlangsamt, mit dem hier die Wahrheit ausdauernd durch Himmel und Hölle geschickt wird.“

Die unverputzten Wände des Schachtes gleiten am Fenstereinsatz der Fahrstuhlür vorbei. Jemand flüstert etwas, es klingt beklommen. Warum sie auch jetzt nichts sagt, mag Wiesengrund denken. Im Seminar schweigt sie, im Fahrstuhl auch. Ich weiß, dass sie sprechen kann. Noch immer schaut er mich an. Wie ein Kind, dem nichts fernerliegt als der Gedanke, es könnte eine unbeantwortbare Frage gestellt haben. Das Gefühl der Beengung macht mir mehr und mehr zu schaffen; so muss ein eingekastelter Vogel sich fühlen.

Der Vogel führt mich zum Bild der Eule, dem von allen Vögeln gescheitesten Tier überhaupt. „An der Eule liegt es“, möchte ich rufen. Es ist mir egal, dass die Umstehenden meine Worte für einen Witz halten werden. Für ein kindliches Ablenkungsmanöver. „An der Eule der Minerva liegt es, immer wieder sprechen Sie von der Eule.“ Halb ist schon der Hörsaal VI zu ihrem angestammten Nest geworden. Mitlaufend, mitfliegend, ist sie eine ewige Begleitfigur. Ein Tier, das, seiner Natur nach, erst bei einbrechender Dämmerung seinen Flug beginnt. Spät. Der Tag ist vorbei, gleich wird es dunkel. »Ihr und ich, wir sind von gleicher Machart«, sagt der Vogel zu den Denkern, zu den Philosophen. »Ewige Nachzügler sind wir. Beide machen wir uns verspätet, nicht zeitgerecht auf den Weg. Nach Worten suchend, zockelt ihr dem Augenblick, dem Leben hinterher. Aber ihr kriegt sie nicht, ihr kriegt sie nicht zu fassen«, sagt das kluge Tier und setzt seine überfällige Runde fort.

Hier kommen wir auf den alles entscheidenden Punkt. Wie könnte ich meinem geduldig abwartenden Gegenüber klarmachen, dass meine ausbleibende Antwort mit seinem Vorhaben zusammenhängt, schneller zu sein als der säumige Vogel. Mit seinem gewagten, eines Akrobaten würdigen Unterfangen, den Rückstand aufzuholen. Das heißt, aus der Flugbahn des trostlos in Verzug geratenen Vogels auszuscheren. „Wir schweigen, weil wir atemlos Ihrem aerodynamischen Heldenstück zusehen. Mitgerissen von dem Schauspiel, an dem Sie uns teilnehmen lassen: die Gedanken zu Flugobjekten umzurüsten. Sie zu Mitspielern einer ewigen Aufholjagd zu machen. Zu Teilnehmern eines Überholmanövers. In der Lage, in Augenhöhe mit Zeit und Augenblick und Leben zu sein. Gut gerüstet für denkbeschleunigte Gleitflüge, für Gedankenabkürzungen.«

Der Fahrstuhl hält, erste Etage. Niemand steigt aus, niemand braucht diesen Halt, er bringt uns die im Inneren des Fahrstuhls herrschende Enge und Lautlosigkeit erst so richtig zu Bewusstsein. Mit dem Fahrstuhl bleibt die Zeit stehen, man wartet ab, wartet auf die Weiterfahrt. Aber der Fahrstuhl scheint sich festgebissen zu haben. Sämtliche sich bietenden Knöpfe sind gedrückt und ratlose Blicke ausgetauscht worden. Die letzten paar Stufen könnte man leicht auch ohne Fahrstuhl nehmen, wenn sich nur die Tür öffnen ließe.

Beamer

Theodor W. Adorno

Vier Gedichte von Stefan George für Singstimme und Klavier op. 1

4. Es lacht in dem steigenden Jahr (aus *Das Jahr Der Seele*)

Lied 4

Es lacht in dem steigenden Jahr dir
Der Duft aus dem Garten noch leis.
Flicht in dem flatternden Haar dir
Eppich und Ehrenpreis.

Die wehende Saat ist wie Gold noch ·
Vielleicht nicht so hoch mehr und reich ·
Rosen begrüßen dich hold noch ·
Ward auch ihr Glanz etwas bleich.

Verschweigen wir was uns verwehrt ist ·
Geloben wir glücklich zu sein
Wenn auch nicht mehr uns beschert ist
Als noch ein Rundgang zu zweien.

Adorno (Lautsprecher)

„Sie haben mir meine Frage nicht beantwortet“.

Sprecherin:

„Ich werde darüber nachdenken“, antworte ich. „Versprochen.“

MM 72

Die Phrase: »Kommt überhaupt gar nicht in Frage«, die im Berlin der zwanziger Jahre aufgekommen sein dürfte, ist potentiell schon die Machtergreifung. Denn sie prätendiert, dass der private Wille, gestützt manchmal auf wirkliche Verfügungsrechte, meist auf bloße Frechheit, unmittelbar die objektive Notwendigkeit darstelle, die keinen Einspruch zulässt. Im Grunde ist es die Weigerung des bankrotten Verhandlungspartners, dem andern einen Pfennig zu zahlen, im stolzen Bewusstsein, dass es bei ihm ja doch nichts mehr zu holen gibt. Der Trick des betrügerischen Advokaten tut sich großmäulig als heldische Unbeugsamkeit auf: sprachliche Formel der Usurpation. Solcher Bluff definiert gleichermaßen den Erfolg und den Sturz des Nationalsozialismus.

MM 90

Während die Schulen die Menschen im Reden drillen wie in der ersten Hilfe für die Opfer von Verkehrsunfällen und im Bau von Segelflugzeugen, werden die Geschulten immer stummer. Sie können Vorträge halten, jeder Satz qualifiziert sie fürs Mikrofon, vor das sie als Stellvertreter des Durchschnitts plaziert werden, aber die Fähigkeit miteinander zu sprechen erstickt. Sie setzte mitteilenswerte Erfahrung, Freiheit zum Ausdruck, Unabhängigkeit zugleich und Beziehung voraus. Im allumgreifenden System wird Gespräch zur Bauchrednerie. [...] Insgesamt werden die Worte den Formeln gleich, die ehemals der Begrüßung und dem Abschied vorbehalten waren. Ein mit Erfolg auf die jüngsten Desiderate hin erzogenes Mädchen etwa müsste in jedem Augenblick genau sagen, was diesem als einer »Situation« angemessen ist, und wofür probate Anweisungen vorliegen. Solcher Determinismus der Sprache durch Anpassung aber ist ihr Ende: die Beziehung zwischen Sache und Ausdruck ist durchschnitten, und wie die Begriffe der Positivisten bloß noch Spielmarken sein sollen, so sind die der positivistischen Menschheit buchstäblich zu Münzen geworden. Es geschieht den Stimmen der Redenden, was der Einsicht der Psychologie zufolge der des Gewissens widerfuhr, von deren Resonanz alle Rede lebt: sie werden bis in den feinsten Tonfall durch einen gesellschaftlich präparierten Mechanismus ersetzt. Sobald er nicht mehr funktioniert, Pausen eintreten, die in den ungeschriebenen Gesetzbüchern nicht vorgesehen waren, folgt Panik. Um ihretwillen hat man sich auf umständliches Spiel und andere Freizeitbeschäftigungen verlegt, die von der Gewissenslast der Sprache dispensieren sollen. Der Schatten der Angst aber fällt verhängnisvoll über die Rede, die noch übrig ist. [...]

MM 96

Januspalast. - Wollte man sich darauf einlassen, das System der Kulturindustrie in große welthistorische Perspektiven zu stellen, so wäre es als die planmäßige Ausbeutung des uralten Bruchs zwischen den Menschen und ihrer Kultur zu definieren. Der Doppelcharakter des Fortschritts, der stets zugleich das Potential der Freiheit und die Wirklichkeit der Unterdrückung entwickelte, hat es mit sich gebracht, dass die Völker immer vollständiger der Naturbeherrschung und gesellschaftlichen Organisation eingeordnet wurden, dass sie aber zugleich ver-

möge des Zwangs, den Kultur ihnen antat, unfähig wurden, das zu verstehen, womit Kultur über solche Integration hinausging. Fremd ist den Menschen das Menschliche an der Kultur geworden, das Nächste, das ihre eigene Sache gegen die Welt vertritt. Sie machen mit der Welt gemeinsame Sache gegen sich, und das Entfremdetste, die Allgegenwart der Waren, ihre eigene Herrichtung zu Anhängseln der Maschinerie wird ihnen zum Trugbild der Nähe. Die großen Kunstwerke und philosophischen Konstruktionen sind nicht um ihrer allzu großen Distanz vom Kern der menschlichen Erfahrung, sondern um des Gegenteils willen unverstanden geblieben, und das Unverständnis selber ließe leicht genug auf allzu großes Verständnis sich zurückführen: Scham über die Teilhabe am universalen Unrecht, die übermächtig würde, sobald man zu verstehen sich gestattete. Dafür klammern sie sich an das, was ihrer spottet, indem es die verstümmelte Gestalt ihres Wesens durch die Glätte seiner eigenen Erscheinung bestätigt. Von solcher unausweichlichen Verblendung haben zu allen Zeiten städtischer Zivilisation Lakaien des Bestehenden parasitär existiert: die spätere attische Komödie, das hellenistische Kunstgewerbe sind schon Kitsch, auch wenn sie noch nicht über die Technik der mechanischen Reproduktion und jene industrielle Apparatur verfügen, deren Urbild die Ruinen von Pompeji geradeswegs zu beschwören scheinen. Liest man hundert Jahre alte Unterhaltungsromane wie die Coopers so findet man darin rudimentär das ganze Schema von Hollywood. Die Stagnation der Kulturindustrie ist wahrscheinlich nicht erst das Resultat ihrer Monopolisierung, sondern war der sogenannten Unterhaltung von Anbeginn eigen. [...]

Heute, da das Bewußtsein der Herrschenden mit der Gesamttendenz der Gesellschaft zusammenzufallen beginnt, zergeht die Spannung von Kultur und Kitsch. Kultur schleift nicht länger ohnmächtig ihren verachteten Widersacher hinter sich her, sondern nimmt ihn in Regie. Indem sie die ganze Menschheit verwaltet, verwaltet sie auch den Bruch zwischen Menschheit und Kultur. Noch über Rohheit, Stumpfheit und Beschränktheit, die den Unterworfenen objektiv auferlegt sind, wird mit subjektiver Souveränität mit Humor verfügt. Nichts bezeichnet den zugleich integralen und antagonistischen Zustand genauer als solcher Einbau der Barbarei. Dabei aber kann der Wille der Verfügenden auf den Weltwillen sich berufen. Ihre Massengesellschaft hat nicht erst den Schund für die Kunden, sondern die Kunden selber hervorgebracht. Diese haben nach Film, Radio und Magazin gehungert; was immer in ihnen unbefriedigt blieb durch die Ordnung, die ihnen nimmt, ohne dafür zu geben, was sie verspricht, hat nur darauf gebrannt, dass der Kerkermeister ihrer sich erinnere und ihnen endlich mit der linken Hand Steine anbietet für den Hunger, dem die Rechte das Brot vorenthält. Widerstandslos laufen seit einem Vierteljahrhundert ältere Bürger, die noch vom andern wissen sollten, der Kulturindustrie zu, welche die darbenden Herzen so genau auskalkuliert. Sie haben keinen Grund, über jene Jugend sich zu entrüsten, die vom Faschismus bis ins Mark verdorben worden sei. Die Subjektlosen, kulturell Enterbten sind die echten Erben der Kultur.

MM 111

Philemon und Baucis. — Der Haustyrann läst von seiner Frau in den Mantel sich helfen. Eifrig besorgt sie den Liebesdienst und begleitet ihn mit einem Blick, der sagt: was soll ich machen, lasst ihm die kleine Freude, so ist er nun einmal, nur

ein Mann. Die patriarchale Ehe rächt sich an dem Herrn durch die Nachsicht, welche die Frau übt und welche in den ironischen Klagen über männliche Wehleidigkeit und Unselbständigkeit zur Formel geworden ist. Unterhalb der verlogenen Ideologie, welche den Mann als Überlegenen hinstellt, liegt eine geheime, nicht minder unwahr, die ihn zum Inferioren, zum Opfer von Manipulation, Manövern, Betrug herabsetzt. Der Pantoffelheld ist der Schatten dessen, der hinaus muss ins feindliche Leben. Mit dem gleichen bornierten Scharfsinn wie der Gatte von der Gattin werden allgemein Erwachsene von Kindern eingeschätzt. In dem Missverhältnis zwischen seinem autoritären Anspruch und seiner Hilflosigkeit, das in der Privatsphäre notwendig zutage tritt, steckt ein Lächerliches. Jedes gemeinsam auftretende Ehepaar ist komisch, und das versucht das geduldige Verstehen der Frau auszugleichen. Kaum eine länger Verheiratete, die nicht durch Tuscheln über kleine Schwächen den Gemahl desavouierte. Falsche Nähe reizt zur Bosheit, und im Bereich des Konsums ist stärker, wer die Hände auf den Dingen hat. [...]

Als verdrängte Matriarchin wird die Frau dort gerade zum Meister, wo sie dienen muss, und der Patriarch braucht nur als solcher zu erscheinen, um Karikatur zu sein. [...]

Keine Emanzipation ohne die der Gesellschaft.

MM 128

Meine älteste Erinnerung an Brahms, und gewiss nicht nur meine, ist »Guten Abend, gut' Nacht«. Vollkommenes Missverständnis des Textes: ich wusste nicht, dass Näglein ein Wort für Flieder oder in manchen Gegenden für Nelken ist, sondern stellte mir kleine Nägel, Reissnägel darunter vor, mit denen die Gardine vorm immelbettchen, meinem eigenen, ganz dicht zugesteckt sei, so dass das Kind, in seinem Dunkel vor jeder Lichtspur geschützt, unendlich lange — »bis die Kuh ein' Batzen gilt«, sagt man in Hessen ohne Angst schlafen könne. Wie bleiben die Blüten zurück hinter der Zärtlichkeit solcher Vorhänge. Nichts steht uns für die ungeschmälerte Helle ein als das bewusstlose Dunkel; nichts für das, was wir einmal sein könnten, als der Traum, wir wären nie geboren.
[...]

Lied von Adorno untermalt: Sur le pont d'Avignon